

SACHA
BRONWASSER

WAS DU
NIE SEHEN
WIRST

ROMAN

*Aus dem Niederländischen
von Lisa Mensing*

 A R C H E

Die Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel *Luister* bei AmbolAnthos uitgevers, Amsterdam.

Die Übersetzung dieses Romans wurde von der niederländischen Stiftung für Literatur gefördert.

Nederlands
letterenfonds
dutch foundation
for literature



ISBN 978-3-7160-0018-2

1. Auflage 2025

© der deutschsprachigen Ausgabe

2025 Arche Literatur Verlag,

ein Imprint der Atrium Verlag AG, Zürich

Luister © 2023 by Sacha Bronwasser

Alle Rechte vorbehalten. Der Verlag untersagt ohne ausdrückliche schriftliche Zustimmung die Nutzung dieses Werkes im Sinne des §44b UrhG für das Text- und Data-Mining.

Gesetzt aus der Sabon LT Pro

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

www.arche-verlag.com

Instagram: [arche_verlag](https://www.instagram.com/arche_verlag)

Was du nie sehen wirst

Paris, September 2021

Die Nachricht hat sich schnell verbreitet, wie üblich bei solchen Nachrichten.

Dass auch du betroffen warst, habe ich schon nach den ersten Berichten gewusst, die aus Paris gesendet wurden. Das war vor fast sechs Jahren, an einem Freitag, dem Dreizehnten. Ein Datum wie ein schlechter Scherz.

Alle möglichen Leute haben in den sozialen Netzwerken angegeben, »in Sicherheit« zu sein. Freunde, eine Cousine, ein entfernter Verwandter. Ehemalige Kommilitonen, meine früheren Schüler. Die Aussteller der Fotomesse, deine Kollegen. Andere, entfernte Bekannte; ich war überrascht, wie viele Menschen aus meinem Umfeld sich am Rande der Weltbühne herumtrieben. Du bist auch dort gewesen, Flo, und auf deinem Profil blieb es still. Gespenstisch still, sagt man in solchen Fällen.

Ich habe mir die Pressefotos und Videos angesehen, an jenem Abend und in den Tagen danach. Ich habe durch unzählige Bilder gescrollt, auf denen die umgefallenen Stühle von Straßencafés zu sehen waren, mit zersplittertem Glas übersäte Bürgersteige, in goldene Decken gewickelte Körper, die auf umfunktionierten

Sperrzäunen weggetragen wurden. Bilder von kreuz und quer gestrandeten Feuerwehrautos und Rettungsfahrzeugen, verkeilten Polizeiwagen. Die Boulevards und Avenues und Plätze waren verstopft mit Hilfskräften, trotzdem hat es an jenem Abend hinten und vorne nicht gereicht.

War das der Ort, war das der Zeitpunkt? Waren das deine Haare? Das deine langen Glieder? Deine Stiefel? Würde ich dich in dieser Szenerie nach so vielen Jahren wiedererkennen?

Lebst du noch? Das hätte ich mich natürlich als Erstes fragen müssen.

»Es gibt einen Unterschied zwischen Schauen und Sehen«, hast du uns vor langer Zeit beigebracht, damals, als wir noch so jung waren. Ich noch keine zwanzig Jahre alt, du noch keine dreißig. Der Seminarraum war nicht wie sonst abgedunkelt. Du hast uns nicht wie sonst das Œuvre eines Fotografen oder die Geschichte des ersten Abzugs offenbart, du hast uns nicht auf eine Expedition mit einer Plattenkamera mitgenommen, die in einen abgelegenen Winkel der Welt geschleppt worden war, um dort, zum ersten Mal seit dem Urknall, die Aussicht festzuhalten.

Nein, du hast uns gezeigt, was der Aufnahme vorausgeht. Und uns in unserer unmittelbaren Umgebung üben lassen. Den Raum, in dem wir uns jede Woche zu einer festen Uhrzeit einfanden, hatten wir im besten Fall schon einmal angeschaut, aber noch nie gesehen. Damit sollten wir jetzt anfangen. Du hast uns dazu aufgefordert, eine Viertelstunde lang unsere Augen durch den Raum wandern zu lassen und in Gedanken alles zu

benennen. Erst nach diesen fünfzehn Minuten durften wir etwas notieren; es war eine kinderleichte Aufgabe.

Wir taten, was du uns aufgetragen hattest, wie wir alles taten, was du uns auftrugst. Zehn Jahre Altersunterschied machten damals den Unterschied aus zwischen den Küken und dem Schwan. Dein strenges Profil von der hereinscheinenden Herbstsonne beleuchtet, hast du die ganze Zeit über schweigend dagesessen und aus dem Fenster geschaut. Mit den Stiefeln auf dem Tisch; es waren die Achtzigerjahre.

Wir kamen seit Monaten regelmäßig in diesen Raum, und erst jetzt fiel mir auf, wie alles dort durchhing, von der verbogenen Lamellenjalousie mit den schmutzigen Kordeln bis zu den kraftlosen Deckenpaneelen. Zwischen den Leuchtstoffröhren wogten verstaubte Spinnweben. In vollkommener Stille betrachteten und benannten wir; den Glanz des alten Linoleumbodens (senffarben, Dellen), die verfärbten Stuckleisten zwischen Wand und Decke. Alles erstarrte und ätzte sich ins Gedächtnis wie das Licht auf eine Daguerreotypie, von der du uns ein paar Sitzungen zuvor erzählt hattest. Ich kann die neutralen, völlig uninteressanten Details bis heute heraufbeschwören, sogar die verblichenen Schildchen in den kleinen Metallrahmen am Aktenschrank in der Ecke, sechzehn Schubladen hoch – und ich begreife jetzt, was du erreichen wolltest. Wer sieht, kann erzählen. Und wer erzählt, hält fest. Wir sind auf die Sprache angewiesen, damit sie unseren Augen hilft.

Erst später ist mir klar geworden, dass ich das – ganz gleich, was passiert ist, warum auch immer du mich

ausgewählt hast, wer auch immer woran schuld ist – auf jeden Fall von dir gelernt habe.

Zuerst habe ich gewartet. Nach den Anschlägen habe ich gewartet. Dass du überlebt hattest, wusste ich schon bald. Auch wie und was und wo, die Nachrichten rauschten hin und her. Aber ich habe gewartet. Darauf, dass Kairos den richtigen Moment bestimmte. Auf den nötigen Mut. Oder vielleicht habe ich darauf gewartet, dich erneut zu vergessen. Es war schon so viel Zeit vergangen.

Aber dann, vor einigen Wochen, ist der Abend in Paris wiederaufgetaucht, über alle Bildschirme gehuscht. Wieder die Straßen, das Blaulicht, die dumpfen Explosionen. Die Berichte. Die Gerichtsverfahren gegen die Täter sind eröffnet worden, und in den französischen Zeitungen, die ich für die Arbeit gelesen und in meinen Unterrichtsstunden besprochen habe, wurden tagein, tagaus die Aussagen von Überlebenden und Augenzeugen wiedergegeben. Es gab inzwischen sogar eine Netflix-Serie.

Dein Gesicht habe ich zwischen den redenden Mündern nicht ausmachen können. Deine Geschichte war nicht dabei, du hast immer geschwiegen. Wieder diese Bilder, die du nie sehen wirst.

Ich bin nach Paris gefahren, und da bin ich jetzt immer noch.

Wo sollte ich das alles erzählen, wenn nicht hier? Ich verdanke diese Stadt dir, und du verdankst sie mir, sie ist unbeabsichtigt unser Scharnier geworden. Hier wer-

de ich nach den passenden Worten suchen, für mich und für dich.

Ich bin auf einem dieser grauen Leihfahrräder die Adressen abgefahren, die ich noch auswendig wusste, durch vertraute Straßen. An der Seine entlang radelte ich weit über die Grenzen der Stadt hinaus, alles wirkte wie geschrumpft.

Ich habe auch die Schauplätze der Anschläge aufgesucht, die ich auf einer Karte markiert hatte. Eine rote, schlingende Linie. Ihr folgend, habe ich mich gestern über den warmen Asphalt des leeren Boulevards Voltaire bewegt; es war ein autofreier Sonntag. Das Comptoir Voltaire existiert nicht mehr. Die neue Brasserie hat die roten Markisen gegen blaue ausgetauscht (Hast du noch gesehen, dass sie rot waren? Hast du die Farbe benannt?) und heißt Les Ogres, die Riesen. Fleisch ist noch immer die Spezialität des Hauses.

Ich stand eine Weile auf dem Gehweg, versuchte, jenen Freitag heraufzubeschwören, dich an diesem Ort auszumachen. Es gelang mir noch nicht, ich ging weiter.

Auf der anderen Seite von Paris drängten sich Einwohner und Touristen um den Arc de Triomphe, der für ein paar Wochen in silbern glänzenden Stoff gehüllt worden war, ein postumes Kunstprojekt von Christo und Jeanne-Claude. Es erinnerte mich an einen Altar, umzingelt von Menschen, die sich selbst fotografierten.

Vielleicht befindet sich ja gar nichts unter dem Stoff. So war es auch, als Marie-Louise durch den Bogen in die Stadt gefahren ist und das Bauwerk lediglich aus Fundamenten bestand. Napoleon hatte für seine Braut mithilfe eines Holzgerüsts und bemalten Tuchs ein

Trompe-l'Œil erstellen lassen, eine maßstabsgetreue Illusion des Arc. Marie-Louise war unter einem Triumphbogen aus Luft und flatterndem Leinen hergefahren. Wenn die Geschichte irgendwo ständig erdacht, umgeschrieben und – und sei es nur für einen kurzen Augenblick – geglaubt wird, dann hier, Flo.

Von hier schicke ich dir diese Nachrichten. Unsere Geschichte war ein kleiner Stein in meinem Schuh, den ich lange ignoriert habe, aber nun habe ich ihn herausgeklaubt und kann ihn nicht mehr zurückstecken. Du wirst dir die Zeit dafür nehmen müssen.

Hör mir zu.

I

DIE GESCHICHTE VON PHILIPPE

1986



Für unsere Geschichte benötige ich eine dritte Person, denn jede Geschichte ruht auf drei Punkten. Sonst fällt sie um. Die drei Punkte sind du, ich und Philippe Lambert. Ein Mann, den du nie kennengelernt hast und den auch ich nur kurz kannte, aber ohne den das Folgende nicht erzählt werden kann. Dass es angenehmer ist, über eine andere Person zu sprechen, muss ich dir nicht erklären, Flo.

Du und ich, wir bewegen uns in der nächsten Zeit erst einmal außerhalb von uns selbst, auf neutralem Gebiet, um Philippe herum. Eine Figur, die auf Erinnerungen und wiedergefundenen Notizen basiert. Auf Vermutungen, Rekonstruktionen. Gerüchten, Gemälden, Fetzen von Geschichten, die andere erzählt haben. Auf zu bügelnden Hemden, stockenden Worten, Spuren von Kaffeesatz, Zigarettenstummeln in einem kleinen Aschenbecher in einem Treppenhaus. Und auf den Daten und Koordinaten natürlich, auch auf denen.

Philippe also.

In jeder Familie gibt es jemanden, der »ein bisschen anders« ist, und in der Familie Lambert war das der Jüngste. Die ersten drei Kinder, zwei Jungen und ein

Mädchen, zeigten alle schon früh die selbstbewussten, fordernden Züge, die die Familie väterlicherseits auszeichneten. Sie waren 1948, 1949 und 1952 in der Rue Leclerc im 14. Arrondissement geboren worden.

Jeden Morgen um Viertel nach acht rollten die weißen Räder eines Traction Avant am hohen Bordstein entlang, und ein Chauffeur wartete darauf, dass Vater und Direktor Christian Lambert aus dem Haus kam, selbst die hintere Wagentür öffnete (den Chauffeur aussteigen zu lassen, fand er altmodisch) und sich, während er mit einer fließenden Bewegung den Hut vom Kopf nahm, auf die Rückbank fallen ließ. 1952 war Christian Lambert zum Generaldirektor der Post ernannt worden – der Höhepunkt eines unaufhaltsamen Aufstiegs im französischen Beamtenapparat. Er galt als Dandy und gemäßigter Modernist, der sich nicht an die Politik herantraute. Auf den wüsten Wogen der Vierten Republik, der Zeit ohne General de Gaulle, musste *La Poste* ein zuverlässig weiterpflügendes Dampfschiff sein – Direktor Lambert mochte Metaphern.

Höher konnte ein französischer Beamter kaum aufsteigen. Dazu gehörten auch ein größeres Domizil und ein anderer Stadtteil. Die Wahl fiel auf eine imposante, hufeisenförmige Wohnung mit sieben Schlafzimmern, einem Salon mit hohen Fenstern und einer Bibliothek in der Rue Marbeau, am Rand des schicken 16. Arrondissements. Verschiedene Botschaften und das deutsche Konsulat lagen um die Ecke, am westlichen Ende der Straße, jenseits des Stadtrings, schimmerte das Grün des Bois de Boulogne.

Ein viertes Kind gehörte ebenfalls zu diesem Schritt.

Philippe's Geburt hatte an einem Februarmorgen des Jahres 1954 so unvermittelt eingesetzt, dass keine Zeit mehr blieb, ins Krankenhaus zu fahren. Seine Mutter, Ghislaine Lambert, brachte das Kind im Flur auf dem frisch verlegten Parkett zur Welt; der telefonisch dazugerufene Arzt war gerade über die Türschwelle gestiegen und hatte seine Jacke noch an.

Das Baby war gesund, weinte jedoch viel, war schreckhaft und hatte ein träges Auge. In seinen ersten Monaten wurde es von Krämpfen geplagt, während derer es seine Ärmchen und Beinchen ruckartig von sich spreizte. Das ging vorüber, aber das Kind war immer auf der Hut und schnell verunsichert. Bis Philippe fünf Jahre alt war, war es unmöglich, ihn auch nur für einen Moment allein zu lassen. Er klammerte sich an den Schürzen seiner Kindermädchen und am Haute-Couture-Kleid seiner Mutter fest. Sie gab dem Geburtsort die Schuld an alledem. Sie hätten nie hierherziehen dürfen.

In ihrem neuen Viertel war zur Pariser Weltausstellung 1889 eine Stierkampfarena erbaut worden, *La Gran Plaza de Toros*: ein Backsteinmonster mit Mettalldach, das zweiundzwanzigtausend Zuschauer fassen konnte und von spanischen Bullenzüchtern finanziert worden war. Aus Madrid reisten Matadore an, in regelmäßigen Abständen schallte Gejubil aus der Arena, die Damen aus der Nachbarschaft hüllten sich plötzlich in Mantillen, wedelten mit Fächern und trugen ein signiertes Foto von El Gordito mit sich herum. Aber nach vier Jahren war das iberische Fieber wieder vorüber. Das Gebäude wurde wegen mangelnder Nach-

frage abgerissen und die frei gewordene Fläche für einen Wohnblock im Haussmann-Stil genutzt.

Die Arena aus dem vergangenen Jahrhundert erkläre Philippes Charakter, glaubte seine Mutter. »Auf diesem Grund und Boden«, sagte Ghislaine immer wieder und zeigte auf das gebohnerte Parkett, »hat es einfach zu viel Gewalt gegeben. Hier wurde Blut vergossen. Ein Kind spürt so etwas.« Das ärgerte Philippes Vater. »Wir wohnen im dritten Stock, Liebling. Und die Wiege der anderen drei stand praktisch auf den Katakomben. Das hat nie für Probleme gesorgt.« Außerdem: Gab es in Paris überhaupt einen einzigen Quadratmeter, auf dem kein Blut vergossen worden war?

Es konnte also nur Zufall sein, dass der jüngste Sohn ein bisschen anders war. Empfindsamer, etwas leichter aus der Fassung zu bringen. Nichts, was Anlass zur Sorge gäbe. Er war jedenfalls klug genug, das waren sie alle, und zur Not hatte Direktor Christian Lambert die richtigen Kontakte, um Philippe unter die Arme zu greifen.

Auf den vier Gemälden, die im Laufe der Jahre von der Familie gemalt wurden, war davon nichts zu sehen. Philippes linkes Augenlid, das trotz teurer Behandlungen immer etwas hängen würde, wurde retuschiert. Er wuchs alles in allem zu einem recht hübschen Jungen heran, hatte glattes kastanienbraunes Haar, das er später an seine Söhne vererben sollte, eine etwas schiefe Haltung und die markanten Wangenknochen der Lamberts, die sich gut in Ölfarben einfangen ließen.



Als Philippe dreizehn Jahre alt war, wurde seine Großmutter beim Verlassen des Parc Monceau überfahren. Wie aus dem Nichts war sie auf dem Boulevard de Courcelles aufgetaucht; der Bus, der von links kam, konnte nicht mehr bremsen. Der zutiefst bestürzte Busfahrer hob das Federgewicht hoch, bettete es auf seinen Schoß und blieb so auf dem Gehsteig sitzen – eine Pietà in Uniform. Die Großmutter hatte nicht gelitten, sie war auf der Stelle tot.

Philippe war vor dem Unfall tagelang unruhig gewesen, hatte nicht zur Schule gehen, kaum etwas essen wollen. Mamie sei zu alt, um am anderen Ende der Stadt zu wohnen, hatte er gesagt, sie sei eigentlich sowieso viel zu alt, um noch länger allein zu leben, ob sie sie nicht bei sich aufnehmen könnten? Seine Geschwister stöhnten, sie hatten ein Alter erreicht, in dem einem die eigenen Großeltern lästig sind. Sie blieben den sonntäglichen Familienessen fern, schwärmten für Serge Gainsbourg, um ihre Eltern zu provozieren, und rauchten in den leer stehenden Dienstbotenzimmern auf der siebten Etage Marihuana. Ihr jüngster Bruder war kein Teil dieses Pakts, er hing an seiner Großmutter. Doch auch Philippes Eltern ermahnten ihn, sich

nicht so anzustellen. Obwohl er sich an jenem Morgen weigerte, das Haus zu verlassen, nahm sein Vater ihn im Dienstwagen mit und setzte ihn hinter den Toren der strengen Privatschule ab.

Ein paar Stunden später erhielt die Familie einen Anruf. »Philippe hat es gespürt«, wurde bei der Beerdigung geflüstert. »Er stand seiner Großmutter sehr nahe. So ein Kind gibt es in jeder Familie.«

Der plötzliche Tod ihres Windhundes, der 1972 an einer Lebensmittelvergiftung starb; die Zinkplatte, die nach einem schweren Sturm direkt vor der Haustür auf den Gehweg gefallen war und den Hausmeister um ein Haar erschlagen hätte; ein Brand in der Galerie Lafayette, wo Philippes Mutter gerade einkaufte – rückblickend hatte Philippe ziemlich oft Angst vor Ereignissen, die dann auch wirklich eintrafen. Allerdings sorgte er sich hin und wieder auch um Dinge, die nie passierten. Auf dem Weg zu einem Wochenendausflug an die Küste, bereits eine Dreiviertelstunde hinter Paris, flehte er seinen Vater an umzukehren, weil er fest davon überzeugt war, dass es im Haus einen Rohrbruch gegeben hatte. Das Wasser tropfte mit Sicherheit schon durch die Zimmerdecken. Philippes Panik war im Auto derart greifbar, dass Ghislaine ihren Mann überredete zurückzufahren. Zu Hause trafen sie das Haus hinter den geschlossenen Fensterläden in tadellosem Zustand an. Als sie sich eine Stunde später erneut auf den Weg nach Saint-Valery-en-Caux machten, schlief Philippe auf der Rückbank sofort ein, völlig erschöpft.

Es gab Orte in der Stadt, die er mied: Brücken, Bahn-

höfe, Friedhöfe. Er konnte nur mit geöffneten Gardinen schlafen, aß seinen Teller immer im Uhrzeigersinn leer und sträubte sich erfolgreich dagegen, dass seine Schuhe von der Haushälterin geputzt wurden, bestand darauf, es selbst zu machen. Wörter wie zwanghaft, obsessiv oder ängstlich wurden sorgfältig vermieden, so etwas gab es bei den Lamberts nicht. Vielleicht etwas sensibel. *Un peu nerveux*.

Seine Eltern schickten ihn vor der Aufnahme seines Wirtschaftsstudiums zum Psychologen, und der empfahl einen Selbstbehauptungskurs, damals ein neues Phänomen. Er lernte dort, dass er in seinen Bauch atmen musste und dass er sich seine Ängste ausreden, sie ignorieren, manchmal sogar weglachen konnte. Und auch: dass niemand auf seine Warnungen wartete. Um ihn herum war Selbstbewusstsein die Norm. Rückschläge, Misserfolge, Schicksal – das betraf die anderen. Nicht einmal der Krieg hatte der Familie etwas anhaben können, und wie das vonstattengegangen war, darüber wurde nie gesprochen.

»Vergiss niemals, Philippe«, sagte sein Vater, »dass Menschen wie wir für das Land Fortschritt bedeuten. Dass wir den Geldfluss lenken. Dass wir Fabriken und Labore leiten, die Concorde entwickelt haben und die erste europäische Weltraumrakete. Das geht nicht von selbst, all die Züge, die fahren, all die Krankenhäuser, die Leben retten ... Denk nur an die Hunderttausenden von Männern und Frauen, die jeden Tag im Namen von *La Poste* in ihr gelbes Auto oder auf ihr Fahrrad steigen und dafür sorgen, dass alle Informationen dort ankommen, wo sie hingehören ...« – das Bild einer

Armee von anonymen Amtsträgern konnte Monsieur Lambert wirklich bewegen, er verwendete es jährlich in seiner Neujahrsansprache in der Hauptgeschäftsstelle – »... das sind mächtige Dynamiken, das sind die Räder, die die Gesellschaft antreiben, und ja, Menschen wie wir tragen dafür die Verantwortung. Wir bringen Führungspersönlichkeiten hervor, Direktoren, was sage ich – Präsidenten. Da ist kein Platz für Pessimisten. Sei ein Mann.«

Philippe schob sich die Haarlocke vor das linke Auge und tat, wie ihm geheißen. Anscheinend war das möglich. Anscheinend konnte man seine Ängste in eine Holzkiste im Kopf stecken und sie dort einschließen. Sie waren zwar da, aber man wuchs um sie herum. Und sie blieben unsichtbar für die anderen – die interessierten sich ohnehin nicht dafür. Das hatte er gelernt.

Er beendete sein Studium, fing im Unternehmensvorstand von Renault an und traf auf einer seiner ersten Geschäftsreisen nach Deutschland Laurence, eine sorgfältig frisierte Stewardess von Air France. Laurence erkannte einen Passagier mit leichter Flugangst aus meilenweiter Entfernung; in der ersten Klasse kamen sie ziemlich häufig vor. Ein bisschen Aufmerksamkeit konnte die Reise dann so viel angenehmer machen. Sie blieb im Gang stehen, die Kaffeekanne in der Hand, und unterhielt sich bis zum Landeanflug mit Philippe. Sein zu ihr aufblickendes, mit einem Schweißfilm überzogenes Gesicht gefiel ihr, und sie beschloss, die Betriebsvorschriften zu missachten und ihn um seine Visitenkarte zu bitten.

Angesichts der zarten Statur und des etwas zurück-

haltenden Gangs sowie des glatten dunkelbraunen Haars, die den beiden gemein waren, hätte man denken können, Laurence und Philippe seien miteinander verwandt. Laurence beschönigte ihre ärmliche Kindheit in Compiègne, Philippe verschwieg seine Ängste; beide sehnten sie sich nach einer stabilen Existenz. Philippe Lambert und Laurence Duclos heirateten ein Jahr später, zogen in die Nähe der Place de la Nation, in die Rue Dorian, wo das Licht von hochgewachsenen Linden wunderschön gefiltert in die Wohnung fiel. Im Juni 1983 wurde Nicolas geboren.



Es wäre nicht verwunderlich gewesen, wenn die Geburt seines ersten Kindes den schwelenden Ascheberg der Angst in Philippe angefacht hätte. Denn alle jungen Eltern werden, wie jede Hebamme weiß, ein paar Tage nach dem Durchtrennen der Nabelschnur mit voller Wucht von Verantwortungsgefühl und Angst übermannt. Selbst wenn sie nicht ängstlich veranlagt sind. Dort, in der Wiege oder an ihrer Brust oder zwischen ihnen, liegt ihre Achillesferse. Niemand hat sie vorgewarnt, und falls es jemand getan hat, haben sie nicht zugehört.

Doch während Laurence sich laut fragte, wie sie um Gottes willen jemals weiterleben könnten, sollte diesem Wesen etwas zustoßen, wurde Philippe die Ruhe selbst. Er wechselte Windeln, gab dem Kind die Flasche (das Stillen hatte nicht geklappt), nahm entgegen den französischen Gepflogenheiten seinen ganzen Jahresurlaub, um in den ersten Wochen ein vollkommen beglückter Vater sein zu können. »Ihm wird nie etwas zustoßen«, sagte er zu Laurence. »Er wird immer gesund sein, er wird sehr alt werden, er wird sich nie auch nur den kleinen Finger brechen, glaub mir.«

Nicolas weinte vor allem in der Abenddämmerung

der ersten Sommerwochen. Gegen zehn Uhr ließ Philippe seine erschöpfte Frau in der Wohnung zurück, sie schlief auf der Stelle auf dem Sofa ein. Er nahm seinen Sohn auf den Arm und trug ihn um die Place de la Nation, ging mit ihm den Gehsteig des äußeren Rings entlang, wo das Getöse das Kind beruhigte. Zurück zu Hause, streichelte er das sanft pochende Köpfchen, legte Nicolas auf seine Schulter und lief in der Küche hin und her, bis sich der verkrampfte kleine Körper an seinem Hals entspannte. Die Angst war noch nie so weit weg gewesen.

Dass man für das Kind jemanden ins Haus holen würde, war eine ausgemachte Sache. Philippe und seine Geschwister waren mit diesen sorgenden Schattenfiguren aufgewachsen. Junge Frauen, deren Namen und Statur ausgetauscht wurden, deren Hände und Stimmen in der Erinnerung der Kinder jedoch zusammenschmolzen zu einer einzigen Bewegung, einem einzigen Gefühl. Hände, die einen anzogen, Essen machten, die Schultasche packten, den Kinderwagen schoben, den Ball aus dem Park holten, Dinge aufhoben und wegräumten, die Temperatur des Badewassers überprüften, nasse Haare kämten. Silhouetten, die morgens erschienen, zum Abschied winkten, am Schultor warteten, sich nie hinstetzten, sondern sich ständig zwischen dem Salon und dem Kinderzimmer und der Küche und dem Badezimmer hin und her bewegten. Die zu einer bestimmten Tageszeit geräuschlos in ihre *chambre de bonne* im obersten Stockwerk verschwanden, den Hinterausgang nehmend, durch den sie am nächsten Tag genauso laut-

los wieder hereinkamen. Bis Philippe das Collège abgeschlossen hatte, war ihre Anwesenheit eine Selbstverständlichkeit gewesen; er konnte sich nicht vorstellen, dass es bei seinen Kindern anders sein würde.

Laurence ließ sich schnell überreden. Nicolas war ein unkompliziertes Kind, Philippe wirkte ausgeglichener als je zuvor, sie vermisste ihre Arbeit, und ihre Schwiegereltern übernahmen die Suche, die Bezahlung und die Unterbringung des Mädchens – das Dienstbotenzimmer auf der siebten Etage in der Rue Marbeau stand sowieso leer. Die Zeiten hatten sich allerdings geändert, ein internationales Au-pair schien als moderne Version des klassischen Kindermädchens eine gute Wahl zu sein.

»Ich suche im Norden«, sagte Ghislaine, »ich will nicht, dass mein Enkelsohn einen afrikanischen Akzent bekommt oder arabische Wörter benutzt. Mädchen aus dem Norden sind außerdem gepflegt, und sie lernen unsere Sprache schnell. Wir suchen jedes Jahr eine Neue, das macht man heutzutage so.« Sie war froh, an dem perfekten, hellen Katalogbild der Familie ihres jüngsten Sohnes mitwirken zu können, um den sie sich die meisten Sorgen gemacht hatte.

»Lasst mich nur machen, das ist für alle das Beste.«



Wenn Philippe später an diese Jahre zurückdenkt, die ersten drei Jahre mit Nicolas, kommen sie ihm vor wie ein leichtes, aus der Zeit gefallenes Intermezzo. Die Tage reihen sich in gemächlichem Glück aneinander. Er geht zur Arbeit, verbringt die Stunden mit verantwortungsvollen, angenehm abstrakten Beschäftigungen: Er ist für die Kostensenkung zuständig. Die Planung einer neuen Fertigungsstraße, die Verlegung von Arbeitsplätzen an andere Produktionsstätten, vor allem nach Asien – das alles sind mächtige Dynamiken; Tausende Arbeitsstellen, verpackt in Zahlen und pastellfarbene Balkendiagramme, die er in den wöchentlichen Sitzungen am Overheadprojektor bespricht.

Abends kehrt er in eine aufgeräumte und frisch duftende Wohnung zurück. Sein Sohn ist gebadet und gefüttert worden, und Philippe sagt »bis morgen« zu dem Au-pair, das am anderen Ende der Stadt im Dienstbotenzimmer seines Elternhauses wohnt, angenehm außer Sichtweite. Er wartet auf Laurence, sie wärmen etwas von Picard Surgelés in der Mikrowelle auf, trinken ein Glas Wein. Mindestens zweimal pro Woche schläft er mit seiner Frau; sie hat ihre schüchterne Begeisterung aus der Zeit vor der Geburt zurückerlangt und läuft

gern nackt durch die Wohnung, was ihn erregt. Manchmal rauchen sie danach einen Joint – der Koch in der Brasserie um die Ecke verkauft niederländisches Gras – und lüften anschließend das Schlafzimmer.

Nach ein paar Monaten hat Philippe vergessen, wie er davor war. Er vergisst die ständigen Nackenverspannungen, die Kopfschmerzen, die Nächte, in denen er am Schlaf nur entlanggeschrammt ist. Er vergisst die aufflammenden Schreckensbilder, die ihn seine ganze Jugend und auch danach jederzeit überfallen konnten. Bilder, von denen er nie jemandem erzählt hat, von denen auch Laurence nichts weiß: tote Tiere am Wegesrand, abgerissene Gliedmaßen, ein im Fluss treibender Körper, ganze Häuser mit sich reißende Fluten, das an einem Bonbon erstickende Kind, unaufhaltsam aus der Fußbodenleiste wuselnde Kakerlaken, von umgekippten Bücherregalen erschlagene Babys, Massenkarambolen, von einer Krankheit schwarz gefärbte Zungen. Er vergisst, dass diese Bilder immer da waren. Er vergisst die Angst vor diesen Bildern. Er vergisst sogar, wie sich Angst anfühlt. Dieser Lebensabschnitt ist hell, fast ausgebleichen, eine sonnenüberflutete Impression. Zum ersten Mal in seinem dreißigjährigen Leben tritt er der Zukunft arglos, voller Vertrauen entgegen, und langsam gewöhnt er sich daran. Philippe glaubt allmählich, dass es immer so bleiben wird.

Das alles müsste gar nicht merkwürdig sein. Ängste können wachsen, aber auch schrumpfen, sie können auf genauso unerklärliche Weise verschwinden, wie sie gekommen sind. Aber um Philippe herum, außerhalb

von seinem strahlend hellen Kokon des Glücks, bewegt sich die Stadt in eine andere Richtung. Paris, so wird man später sagen, gerät gerade in jenen Jahren in die Fänge der Angst.

Mitte Juli 1983 explodiert am Flughafen Orly eine Bombe vor dem Schalter von Turkish Airlines. Acht Tote, fünfzig Verletzte – es ist ein Blutbad, zu dem sich der syrische Zweig der armenischen Befreiungsfront ASALA bekennt, weshalb kaum jemand versteht, warum es überhaupt geht. Ein paar Wochen lang ist »Paris in fear«, wie die Titelstory des *Time Magazine* behauptet. Der Flugverkehr kommt zum Erliegen (nicht lange, es sind Sommerferien, gerade findet der Exodus der Pariser statt, die vor der Hitze der Stadt flüchten), und in den Gängen der Métro sieht man mehr Polizisten. Aber es ist auffällig, wie schnell der Anschlag abgetan wird. Hier wurde die Türkei angegriffen, nicht Frankreich. Zwar auf französischem Boden, aber: Der Hass richtete sich gegen andere. Auch Laurence, die zu dem Zeitpunkt noch im Mutterschutz ist, fährt am Ende des Sommers wieder täglich zum Flughafen und geht zur Arbeit. Philippe betrachtet seinen Sohn, wähnt sich durch seinen Schutzschild der stupiden Glückseligkeit unverwundbar. Die Monate ziehen geräuschlos ins Land. Nicolas bekommt Zähne, fängt an zu krabbeln, stellt sich auf seine molligen Beinchen, macht seine ersten Schritte im Beisein des Au-pairs, das ihn das Kunststück für seine Eltern wiederholen lässt. Er wächst, beginnt zu sprechen, nie zuvor hat es auf französischem Boden ein klügeres oder hübscheres Kind gegeben.

Niemand weiß, wann Frösche merken, dass das Wasser den Siedepunkt erreicht. Niemand legt den Wendepunkt fest, der kann erst im Nachhinein bestimmt werden. Kurz vor Weihnachten 1983 explodiert eine Bombe in der Klimaanlage des Dreisternerrestaurants Le Grand Véfour im Palais Royal. Die zehn Verletzten werden vom Glas, Kristall und Porzellan der Fenster, Kronleuchter und Teller durchsiebt. Es gibt keine Toten, man findet keine Täter.

Es folgen Anschläge im Kaufhaus Marks & Spencer im Februar 1985 und einen Monat später im Kino Rivoli Beaubourg. Zielgerichtete Aktionen gegen einen ehemaligen zionistischen Vorstandsvorsitzenden der Kaufhauskette, gegen ein jüdisches Filmfestival, heißt es. »Einfach schrecklich«, hört man in der Kaffeepause und beim Aperitif, »da sieht man, dass es bei uns immer noch Antisemitismus gibt.« Das »uns« fühlt sich für viele Pariser allerdings weit weg an, auch wenn sie das nicht laut aussprechen. Auf ihren Minitels, die die Neuigkeiten schneller zu ihnen nach Hause bringen, als es die Zeitungen vermögen, werden die Ereignisse auf weiße Blockschrift vor schwarzem Hintergrund reduziert. Sie haben Angst, aber noch nicht genug. Das kommt erst später.

Vielleicht liegt es an den Bildern, die mit jedem Anschlag schneller gemacht, manchmal sogar schon in Farbe abgedruckt werden. Vielleicht hängt es mit den Reportern zusammen, die immer zügiger vor Ort sind und extra dafür ausgebildet werden, über solche Ereignisse zu berichten. Die gelernt haben, nicht erst zu den Einsatzlei-

tern zu gehen, sondern sich gleich ihre O-Töne zu holen. Erstens: von ansprechbaren Opfern, zweitens: von den aufgelöstesten Augenzeugen, drittens: von den Einsatzkräften, am liebsten mit Verbandszeug und Blutkonserven in Aktion.

Vielleicht hat irgendwer einfach irgendwann das richtige Wort benutzt, ein Wort, das sich tief in das Bewusstsein der Bevölkerung einbrennt, das dafür sorgt, dass Menschen auf der Straße ihren Schritt beschleunigen und sich die Angst nicht mehr durch den Schlaf vertreiben lässt – wie auch immer, im Laufe des Jahres 1985 sind die Zwischenfälle zu einer »Welle« geworden. Und eine Welle kommt nie allein.

Am 7. Dezember 1985, die Stadt bereitet sich auf Weihnachten vor, explodieren Bomben inmitten der Kundschaft von Galeries Lafayette und Printemps Haussmann. Mehr als vierzig Verletzte liegen zwischen den zersplitterten Services im Untergeschoss des einen Kaufhauses und in der Parfumabteilung des anderen. Als ein »höllisches Odorama« bezeichnet es einer der ersten Berichterstatter vor Ort: Parfum vermischt mit dem Geruch von Blut, Urin und Schweiß. Das Fernsehen zeigt immer wieder Bilder von herabgestürztem Weihnachtsschmuck, von Einkaufenden im Schockzustand, besudelten Marmorböden und herumfliegenden Tragetaschen mit aufgedruckten Logos.

»Lafayette und Printemps« fühlt sich wie dieser Wendepunkt an. Jetzt kann es wirklich überall passieren, es kann jeden treffen, man kann sich nicht dagegen wappnen, es sei denn, man gibt das öffentliche Leben auf, und damit »würden wir Franzosen unsere

Seele aufgeben«, sagt der Pariser Bürgermeister Jacques Chirac. Die Regierung bittet darum, nach verlassenen Gepäckstücken Ausschau zu halten, verdächtige Pakete zu melden, auf »auffälliges Verhalten« zu achten, auch wenn niemand weiß, was genau damit gemeint ist. Der libanesischen Zweig der Hisbollah ist plötzlich allen ein Begriff, schleicht sich in alltägliche Gespräche.

Der Februar 1986 besteht aus einer Aneinanderreihung von schwarzen Tagen. In dem Monat, den alle auf dem Weg zum Frühling lieber überspringen würden, explodiert neben einem Hotel auf den Champs-Élysées eine Bombe, wird mit knapper Not ein Sprengsatz in den Toiletten auf der dritten Etage des Eiffelturms entschärft, explodieren Pakete in der Buchhandlung Gibert Jeune und bei fnac. Die Absicht dahinter ist diffus und gerade deshalb so beängstigend. Seht nur, hört man jetzt, das französische Leben wird geknechtet. Unsere Kultur, unsere Musik, unsere Lebensweise.

Es kommt zu einer Explosion im TGV von Paris nach Lyon, der Zähler steht mittlerweile bei siebenundachtzig Verletzten. Der Frühling ist rau und bleich wie das Gesicht von Präsident Mitterand, der nicht die richtigen Worte findet, um die Bevölkerung zu beruhigen. Am 20. März ist der Schrecken größer, weil es wieder Tote zu vermelden gibt – so schnell setzt die Gewöhnung ein; wenn es bei Verletzten bleibt, ist es nur halb so schlimm. Niemand behält amputierte Beine oder verlorene Augen im Gedächtnis. Niemand erinnert sich an die Frau, die für den Rest ihres Lebens nicht mehr sprechen kann, oder an den Mann, der für immer in diesem Moment gefangen bleibt.

Am Eingang der Einkaufspassage Galerie Point Show auf den Champs-Élysées explodiert eine Bombe. Die Besucher des angrenzenden Kinos flüchten nach dem dumpfen Knall nach draußen und finden sich auf dem Gehweg in einem Horrorfilm wieder. »Die Schaufenster, das Glas, das ganze Blut«, stammelt ein junger Mann in eine Kamera. Seine aufgerissenen Augen, die anderen erstarrten Gesichter, das Blaulicht, das Blut, die Schlagzeilen (C'EST LA GUERRE!) – sie werden zu den Zutaten der eingeschobenen Nachrichten, die sich schon fast vertraut anfühlen.

Auf Philippe wirken die Nachrichten, als kämen sie aus einem anderen Land. Er schaltet den neuen Fernseher mit der Fernbedienung aus und nimmt seinen Sohn mit in den Jardin de Reuilly, einen frisch eröffneten Park im Viertel. Wegen der Anschläge wurden die Abfalleimer entfernt und provisorische Ringe angebracht, an denen durchsichtige grüne Plastikbeutel im Frühlingswind knistern. Sie hängen in der ganzen Stadt, in der Métro, auf den Champs-Élysées, wo sie von japanischen Touristen fotografiert werden. Laurences Warnungen (»Sei vorsichtig in den öffentlichen Verkehrsmitteln, nimm lieber das Auto; wenn es voll wird, gehst du weg, Philippe, hörst du mich?«) lässt er von sich abprallen, mit seinem Kind auf den Schultern ist er unantastbar. Er freut sich auf den Sommerurlaub auf Cap d'Antibes, er freut sich darauf, seinen Eltern beim sonntäglichen Diner die bevorstehende Beförderung zu verkünden, er freut sich auf jeden einzelnen Tag.